

Rom, Italien – sechzehn Monate zuvor

Josh Ryder blickte durch den Sucher der Kamera. Im Brennpunkt befand sich ein Sicherheitsposten, der gerade mit einer jungen Mutter aneinandergeriet. Die Frau hatte so feuerrot gefärbtes Haar, dass es aussah, als stünde sie in Flammen, und die Durchsuchung ihres Kinderwagens nahm offenbar rasch Formen an, die über reine Routine hinausgingen. Joshua schob sich dichter an die Streitenden heran, um einen besseren Winkel für seine nächste Aufnahme zu bekommen.

Bisher hatte er sich lediglich die Zeit vertrieben. Eigentlich wartete er auf die Ankunft einer internationalen Delegation von Blauhelmen, die an diesem Morgen zu einer Audienz beim Papst geladen waren. Ebenso wie vermutlich die Pressekollegen und Touristen, die die heftige Auseinandersetzung entweder von vornherein ignoriert oder inzwischen die Lust daran verloren hatten, beschlich ihn allerdings langsam ein mulmiges Gefühl. Zwar waren solche Kontrollen rund um die Welt an der Tagesordnung, doch konnte man sich gleichwohl des Eindrucks nicht erwehren, als hinge in der Luft eine latente Gefahr für Leib und Leben, als könne man sie förmlich riechen wie Rauch bei einem Feuer.

Von Ferne rief ein klangvoller Glockenton die Gläubigen zum Gebet, sein hallendes Echo ein krasser Gegensatz zum schrillen Gekeife der Frau, die sich weiter mit dem Sicherheitsposten herumstritt. Mit einem Male rammte sie dem Wachmann mit voller Wucht den Kinderwagen gegen die Beine, und genau in dem Moment, als Josh die Szene mit jener Schärfe erfasste, die er als seinen "perfekten Blick" bezeichnete, jene Art Konfliktaufnahme also, um die sich die Zeitungen rissen und die sie mit Vorliebe auf Zelluloid gebannt erhielten, sah er den bläulich-weißen Lichtblitz.

Dann ein heftiger Knall.

Im nächsten Augenblick explodierte die Welt.

Geborgen im schützenden Schatten des Altars besprachen Julius und sein Bruder im Flüsterton noch einmal die abgeänderten Pläne für den letzten Teil der Rettung. Beide hielten die Hand am Dolch, kampfbereit, sollten sie aus dem Dunkel heraus von Soldaten des Kaisers angegriffen werden. Im Jahre des Herrn 391 boten die Tempel den heidnischen Priestern schon lange keine Zuflucht mehr. Ein Übertritt zum Christentum war ihnen nicht etwa freigestellt, sondern von oberster Stelle angeordnet. Widersetzte man sich, beging man ein Vergehen, das mit dem Tod geahndet wurde. Im Namen der Kirche vergossenes Blut war nicht etwa Frevel – es war der Preis des Sieges.

Die beiden Brüder legten sich ihren Schlachtplan zurecht: Drago sollte noch eine Stunde länger im Tempel ausharren und sich anschließend am Grabmal beim Stadttor mit Julius treffen. Die pompöse Bestattung, die noch am Morgen dort stattgefunden hatte, war als Ablenkungsmanöver zwar erfolgreich gewesen, doch waren aufseiten der beiden Brüder bei Weitem nicht alle Sorgen zerstreut. Alles hing davon ab, dass der nun folgende letzte Teil in ihrer Strategie reibungslos klappte.

Den Mantel eng um den Körper gezogen, legte Julius dem Bruder die Hand auf die Schulter, wünschte ihm Glück und Lebewohl und stahl sich sodann aus der

Basilika hinaus, dicht an der Wand des Tempels entlang, um nicht gesehen zu werden. Da plötzlich vernahm er das Klappern von Hufen, vermischt mit dem Geratter von Rädern. Reglos und mit angehaltenem Atem drückte sich Julius rücklings an die steinerne Außenmauer. Ohne anzuhalten polterte das Gespann an ihm vorbei.

Gerade hatte er den äußeren Rand des Portals erreicht, da hörte er hinter sich einen zornigen Ausruf, der die Stille zerriss wie eine unvermutete Felslawine: "Zeig mir, wo die Schatzkammer ist!"

Das war die Katastrophe, die Julius und sein Bruder befürchtet hatten. Dragos Gebot aber war unmissverständlich: Auch von einem Angriff auf den Tempel sollte Julius sich nicht aufhalten lassen. Er durfte weder umkehren noch Drago zu Hilfe kommen. Der Schatz, den Julius in Sicherheit bringen sollte, war bedeutender als irgendein Menschenleben oder auch derer fünf oder fünfzig.

Als sich ihm aber ein Schmerzensschrei messerscharf in die Ohren bohrte, verwarf Julius ihren Plan, rannte durchs schattenhafte Dunkel zurück in den Tempel und eilte hinauf zum Altar.

Sein Bruder war nicht dort, wo er sich von ihm verabschiedet hatte.

"Drago?"

Keine Antwort.

"Drago!"

Wo war er?

Julius tastete sich durch einen von glimmenden Fackeln notdürftig beleuchteten Seitengang und dann den nächsten Zwischengang wieder hinauf. Dass er Drago dort fand, lag nicht daran, dass er ihn hörte oder erblickte. Nein, er stolperte förmlich über den Körper des Bruders.

Er zog ihn weiter hinein in den Fackelschein. Dragos Haut hatte bereits eine tödliche Blässe angenommen. Unter seiner zerrissenen Robe klaffte ein sechs Zoll langer horizontaler Schnitt, in der Mitte gekreuzt von einer senkrechten Wunde. Man hatte ihn regelrecht der Länge nach von oben bis unten aufgeschlitzt.

Julius würgte. Ausgeweidete Körper sowohl von Menschen als auch von Tieren hatte er schon des Öfteren gesehen und sie kaum eines weiteren Blickes gewürdigt. Opfertagen, niedergemachte Soldaten oder bestrafte Verbrecher waren das Eine. Das hier aber war Drago, Blut von seinem Blute.

"Du solltest doch nicht ... zurück...kommen", röchelte Drago, jede einzelne Silbe mit Mühe hervorwürgend, als steckten sie ihm in der Kehle fest. "Er wollte die Tempelschätze ... Ich habe ... ihn ... zu den ... Truhen ... geschickt ... Ich dachte ... Abgestochen hat er ... mich trotzdem ... Doch ... noch ist Zeit ... noch können wir ... entkommen ...!" Als er sich qualvoll hochstemmte, um sich aufzusetzen, quollen ihm bei jeder Bewegung die Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Bauch.

Julius hielt ihn fest und drückte ihn wieder zu Boden.

"Wir müssen ... sofort ... los ..." Dragos Röcheln wurde schwächer.

Um die Blutung zu stillen, klemmte Julius die klaffende Öffnung mit den Fingern zusammen, als könne er so die Eingeweide und Nervenstränge und Blutgefäße zwingen, sich an ihren angestammten Körperstellen neu zu verbinden. Allein, es kam nichts weiter dabei heraus, als dass er sich mit der klebrigen, warmen Masse die Hände besudelte.

"Wo sind die Jungfrauen?" Dröhnend hallte die Stimme durchs innere Rund des Tempels, ohne Warnung, gleich dem Ausbruch des Vesuvs. Derbes Gelächter folgte.

Wie viele Soldaten mochten es sein?

"Auf, holen wir uns die Beute!", ließ eine weitere Stimme sich vernehmen.

"Deswegen sind wir doch hier!"

"Noch nicht! Wo stecken sie denn, die jungfräulichen Dirnen? Her mit ihnen!"

"Die Schatzkammer zuerst, du geiler Bock!"

Noch mehr Gelächter.

Demnach war's nicht bloß einer; offenbar hatte eine ganze Kohorte den Tempel gestürmt, blutrünstig, brüllend, nach Beute gierend. Sollten sie den Tempel getrost plündern und sich austoben – sie kamen zu spät: Es gab keine Heiden mehr zu bekehren, keinen Schatz mehr zu finden, keine Frauen mehr zu schänden. Entweder waren sie tot, oder sie hielten sich versteckt.

"Wir müssen ... los ...", flüsterte Drago, erneut mit letzter Kraft bemüht, sich aufzurichten. Er war zurückgeblieben, um allen anderen zu ermöglichen, sich in Sicherheit zu bringen. Warum er? Warum Drago?

"Du kannst nicht! Du bist verwundet ..." Julius stockte. Er wusste nicht, wie er dem Bruder sagen sollte, dass ihm die Eingeweide bereits zur Hälfte aus der Bauchhöhle quollen.

"Dann lass ... mich hier! Du musst ... zu ihr ... Rette sie ... und den Schatz ... Keiner ... keiner ... außer dir ..."

Es ging nicht mehr um die sakralen Gegenstände. Es ging vielmehr um zwei Menschen, die dringend auf Julius angewiesen waren: um die Frau, die er liebte, und um seinen Bruder. Und nun verlangten die Schicksalsmächte von Julius, einen dieser Menschen für den anderen zu opfern.

Ich darf sie nicht sterben lassen. Aber dich dem sicheren Tode zu überantworten, das bringe ich auch nicht über mich.

Ganz gleich, wie seine Entscheidung ausfallen mochte: Wie sollte er mit ihr leben?

"Seht mal, was ich gefunden habe!", schrie da einer aus der Soldatenmeute.

Rachegebrüll toste durch das majestätische Rund, übertönt von gellendem Kreischen – dem Entsetzensschrei einer Frau.

Gedeckt von einem Pfeiler, robbte Julius ein Stückchen vor und spähte ins Tempelschiff. Den Oberkörper der Frau konnte er nicht erkennen, da ein massiger Unhold auf ihr lag. Verzweifelt trat sie mit ihren bleichen Beinen um sich, während der Schänder sich derart brutal an ihr verging, dass sich unter ihr eine Blutlache bildete. Wer mochte sie sein, die Arme? Hatte sie sich in den alten Tempel geflüchtet in der Hoffnung, dort sicheres Obdach zu finden? Nur um anschließend festzustellen, dass sie geradewegs in die Unterwelt hinabgestiegen war? Konnte er, Julius, ihr beistehen? Die Plünderer überraschen? Nein, es waren ihrer zu viele. Mindestens acht. Inzwischen hatte die Schändung noch mehr Aufmerksamkeit erregt und weitere Soldaten angezogen, die ihre Schatzsuche erst einmal unterbrachen, um sich lüftern an dem scheußlichen Akt zu ergötzen und ihren Kameraden anzufeuern.

Außerdem: Was sollte mit Drago geschehen, falls er von seiner Seite wich?

Allein, die Frage erübrigte sich, denn Julius fühlte, wie Dragos Herzschlag aussetzte.

Sein Bruder starb ihm unter den Händen weg!

Mit den Fäusten hämmerte Julius auf die Brust des Toten ein, immer und immer wieder, verzweifelt bemüht, das Herz des Bruders wieder zum Schlagen zu bringen. Über den Liegenden gebeugt, zwang er ihm die eigene Atemluft in die Lungen, hoffend auf ein Lebenszeichen.

Schließlich, die Lippen noch auf denen des Bruders, die Arme um seinen Hals, ließ er den Tränen freien Lauf, wohl wissend, dass er kostbare Zeit vertat, und

dennoch haltlos weinend. Nun brauchte er nicht mehr zu wählen – er konnte zu der Frau eilen, die am Stadttor seiner harnte.

Er musste zu ihr.

Bestrebt, keine Aufmerksamkeit zu erregen, löste er sich von der Leiche des Bruders, schob sich zurück bis zur Tempelwand und begann zu kriechen. Vor sich zwischen den Säulen erspähte er eine Lücke in der Mauer; falls er unentdeckt dorthin gelangte, konnte er möglicherweise entkommen.

Da hörte er plötzlich den Schrei eines Soldaten. "He! Halt!"

Doch Julius kroch unbeirrt weiter. Er würde bis zum letzten Atemzug alles tun, um sie zu retten.

Draußen war die Luft erfüllt von schwarzem Qualm, der ihm brennend in die Lungen drang und reizend in die Augen stach. Was hatte das Lumpenpack wohl diesmal gebrandschatzt? Keine Zeit, es herauszufinden. Nahezu blind rannte er durch den Rauch die beängstigend stille Gasse hinunter. Nach dem Getöse der Schreckensszene im Tempel, die er soeben hinter sich gelassen hatte, erschrak er fast vor dem Geräusch der eigenen Schritte, das ihn mit Sicherheit verriet, falls jemand auf der Lauer lag. Aber das Wagnis musste er eingehen.

Voller Sorge malte er sich schon aus, wie sie in der Krypta fieberhaft auf ihn wartete, im fahlen Licht zusammengekauert, unruhig ob seiner Verspätung und sich mit der Frage quälend, ob womöglich etwas schiefgegangen und er in Gefahr war. Ihre Tapferkeit war stets so standhaft wie die Sterne gewesen; selbst jetzt fiel Julius die Vorstellung schwer, sie könne sich fürchten. Diesmal jedoch handelte es sich um eine völlig neue Lage, ganz anders als all das, dem sie bisher gegenübergestanden hatte. Und alles war einzig seine Schuld, seine Schmach. Sie hatten zu viel füreinander gewagt. Er hätte stärker sein, sich widersetzen müssen.

Nur seinetwegen stand jetzt all das auf dem Spiel, was ihnen lieb und teuer war. Besonders das Leben.

Das holprige, tief ausgefahrene Pflaster brachte ihn aus dem Tritt, sodass er ins Stolpern geriet. Die Muskeln in Waden und Oberschenkeln schrien vor Schmerzen; mit jedem Atemzug brannten die Lungen so heiß, dass er am liebsten laut aufgebrüllt hätte. Im Mund den Geschmack von Straßendreck und Schotter, vermischt mit salzigem Schweiß, welcher ihm feucht übers Gesicht auf die Lippen tropfte, hätte er alles gegeben für einen Schluck Wasser – kalt und süß direkt aus der Quelle, nicht diese ätzend scharfe Pisse. Mit stampfenden Schritten setzte er sich

erneut in Bewegung, wobei ihm wieder ein stechender Schmerz durch die Beine fuhr. Trotzdem rannte er weiter.

Plötzlich hallte die Luft wider von heiserem Gebrüll und dumpfem Gepolter, die den Boden erzittern ließen. Die Meute der Verfolger, sie holte auf. Julius blickte nach links, nach rechts. War denn nirgends eine Nische zu sehen, in die er sich drücken konnte? Dann hätte er dafür beten können, dass sie an ihm vorbeirennen, ohne ihn zu entdecken. Als ob das helfen würde! Vom Beten verstand er etwas. Er hatte daran geglaubt, sich auf seine Gebete verlassen. Doch genützt hatten sie ihm nichts.

"Er entkommt uns!"

"Dieser Abschaum!"

"Die feige Sau!"

"Hast dich wohl schon beschissen vor Angst, du Schwein!"

Derbes Gelächter folgte; ein jeder versuchte, den anderen an Schimpfworten und Beleidigungen zu überbieten. Hohl hallte ihr Prusten und Glucksen durch die Nacht, vom heißen Wind getragen, bis plötzlich, mitten durch ihren Hohn und Spott, eine andere Stimme an sein Ohr drang.

"Josh?"

Nein, hör nicht auf sie! Lauf weiter! Alles hängt davon ab, dass du rechtzeitig zu ihr gelangst!

Dichte Nebelschwaden wälzten sich nun heran. Er geriet ins Taumeln, richtete sich aber auf und bog um die Ecke.

Zu beiden Seiten sah er gleichartige Kolonnaden mit Dutzenden von Türen und abgesetzten, bogenförmigen Durchlässen. Er kannte ihn, diesen Ort! Er konnte sich hier verstecken, vor aller Augen, und sie würden vorüberrennen und ...

"Josh?"

Die Stimme klang, als dringe sie zu ihm aus weiten, blau-grauen Fernen, aber er weigerte sich, um ihretwillen anzuhalten.

Sie wartete auf ihn ... damit er sie rette ... sie und ihre Geheimnisse ... und Schätze ...

"Josh?"

Die Stimme zog ihn hinauf, empor durch die trübe, salzige Trägheit.

"Josh?"

Widerstrebend schlug er die Augen auf und nahm das Zimmer wahr, die Geräte und seinen zerschundenen Körper. Jenseits der Monitore für Herzfrequenz, Blutdruck und Sauerstoff mit ihren blinkenden LED-Ziffern, jenseits von Infusionstropf und EKG-Schreiber, erblickte er eine Frau, die ihn mit sorgenvollem Gesicht betrachtete. Aber es war das falsche Gesicht.

Das war nicht die Frau, zu der er gerannt war.

"Josh? Ach, Gott sei Dank! Wir dachten schon ..."

Er durfte hier nicht bleiben. Er musste zurück.

Noch immer fühlte er jenen Schweißgeschmack auf den Lippen, brannten ihm die Lungen. Unter dem rhythmischen Takt der Maschinen hörte er die Verfolger, und dennoch konnte er an nichts anderes denken als daran, dass sie allein war, irgendwo in der sich niedersenkenden Dunkelheit. Ja, sie fürchtete sich, und ja, sie musste ersticken, falls er nicht rechtzeitig zu ihr gelangte. Von einem quälenden Gefühl übermannt, schloss er die Augen. Nicht zu ihr zu kommen hieße, sie schmachlich im Stich zu lassen. Und etwas anderes dazu: Die Schätze? Nein. Etwas Bedeutenderes, etwas gleich jenseits seines Bewusstseins ... was war es noch ...?

"Josh?"

Wie eine Messerklinge schlitzte der Gram ihm die Brust auf, gab sein Herz schutzlos der nackten, brutalen Wirklichkeit preis, dem Begreifen, dass er sie verloren hatte. Das war unmöglich! Das konnte nicht sein. Er erinnerte sich an die Verfolgungsjagd, an seine Flucht und Rettung, als wäre ihm alles persönlich widerfahren. Dabei ging das ja gar nicht. Natürlich nicht!

Er war nicht Julius.

Er war Josh Ryder. Er lebte ihm 21. Jahrhundert.

Die Szene eben, sie gehörte zu einer Zeit, die sechzehnhundert Jahre zurücklag.

Wieso wurde er dann das Gefühl nicht los, alles verloren zu haben, was ihm je etwas bedeutet hatte?

M.J. Rose: Der Memory Code

MIRA Taschenbuch Band 25378

© 2007 by Melissa Shapiro

Originaltitel: The Reincarnationist

erschienen bei: Mira Books, Toronto

Übersetzer: Martin Hillebrand